

thedralen sind insgesammt auch Pfarrkirchen und zwar bis auf sehr wenige Ausnahmen, worunter die von Green Bay und La Crosse deutsche Gemeinden haben, von den englisch sprechenden Katholiken besucht.

Daß die Seelsorge in modernen Großstädten durch allerlei, hier nicht näher zu besprechende Uebel sehr erschwert wird, ist allbekannt. Trotzdem wage ich der Behauptung beizupflichten, die ich schon von vielen, älteren Priestern aussprechen hörte, daß unsere Großstädte im Verhältnisse zu europäischen, z. B. Paris, Wien, Rom, München, Brüssel, weit mehr katholische Thatkraft aufweisen. Sicherlich wirkt es recht erbaulich auf den neuen Ankömmling aus Deutschland, wenn er gleich am Morgen nach seiner Landung im New Yorker-Hafen an einem gewöhnlichen Wochentage in der hl. Erlöserkirche der PP. Redemptoristen ganze Schaairen von Männern sich dem Tische des Herrn nahen sieht, wie es mir vor nahe zehn Jahren begegnete. Oder wo wäre in Europa eine Großstadt zu finden gewesen, in der man das letzte Jubiläum Pius IX. durch einen feierlichen Umzug von 20—25.000 Mann verherrlichen konnte. Ist auch viel faul in unseren Städten, so lebt das Christenthum doch noch und die schweren Arbeiten der Stadtpfarrer und ihrer Assistenten bleiben weder fruchtlos noch unbelohnt. (Fortsetzung folgt.)

Predigten eines protestantischen Pfarrers H. G.

Von Professor Dr. Josef Scheicher in St. Pölten.

Bei Braumüller in Wien erschien 1881 „der theuren evangel. Gemeinde H. G. in Wien zur Erinnerung an das Josephinische Toleranz-Patent vom 13. Oct. 1781 gewidmet“: Der erste Brief Petri in Vorträgen für die Gemeinde von Ch. Alphonse Wiz, Dr. der Theologie, k. k. Oberkirchenrath und Pfarrer in Wien.

Der Name des Verfassers war Schreiber dieses nicht ganz unbekannt. Wiederholt konnte man ja in Literaturblättern und besonders in Buchhändler-Reclamen des Verlegers Braumüller von Wiz und dessen Werken lesen. Mit um so größerer Neugierde, wir wollen es gestehen, griffen wir nach den Predigten über den Brief Petri. Hier mußte sich zeigen, wie die Calviner ihrerseits Toleranz predigen. Sie waren ja zur Erinnerung an das genannte Toleranz-Patent vielleicht gehalten, jedenfalls

in Druck gegeben worden. Ueberdieß waren wir zugleich begierig, die Predigtweise der Calvinier überhaupt kennen zu lernen.

Vielleicht ist die Annahme nicht unbegründet, daß auch Andere mehr oder weniger Interesse an dieser Sache nehmen könnten, darum sei es gestattet, eine kleine Anthologie hiermit zu veröffentlichen. Eine Anthologie nur, sagen wir; es ist durchaus nicht unsere Absicht und kann es nicht sein, Kritik an den Worten der Erbauung einer anderen Confession zu üben. Jedoch, es ist auch von uns die Rede, und gerade nicht immer so, daß wir den Prediger für einen Prediger der Toleranz zu halten uns versucht fühlen könnten. Darum dürfen wir Katholiken sicher zur Sache um das Wort bitten.

Die Form der Wiz'schen Predigten ist die von akademischen Vorträgen. Uns mangelt jeder Anhalt, ob er oder die Calvinier überhaupt in dieser Art predigen, oder ob die Predigten bloß behufs Druckes in diese Form umgewandelt worden sind. Allerdings mag auch das fortlaufende Thema — der 1. Brief Petri wird vom Anfang bis zum Ende durchgenommen — wenig geeignet erschienen sein, es unter der bei uns üblichen Form von Einleitung, Eintheilung, Abhandlung und Schluß abzuhandeln. Aufgefallen ist uns auch das häufige Zitiren von für Christenthum und Sittlichkeit wenigstens zweifelhaften Auctoritäten. Daß Göthe z. B. für diese beiden Richtungen irgendwie — positiv — beweisend sein sollte, dürfte wohl kein Publikum eines Predigers zugestehen. Andererseits corrigiert Wiz Calvin wie Luther. Die Lehre von der Erwählung, Prädestination, wird auf Seite 18 als zweifelhaft und als eine Sache hingestellt, von der man nicht viel sprechen soll. Wiz darf da wohl Gott danken, daß Calvin nicht mehr am Leben ist. Bei dessen bekanntem Temperamente, das für Gegner sogar den Scheiterhaufen in Anwendung brachte, könnte es ihm sonst übel ergehen, besonders da er noch wiederholt z. B. Seite 314 Calvins Anschauungen mit einem „leider“ einleitet.

Allerdings häuft er dafür an einer anderen Stelle, S. 275 Lob auf Calvin, das nicht größer, aber auch in Erinnerung an Servet, nicht unwahrer sein könnte. „Wie man Freundlichkeit und Barmherzigkeit mit einander zu vereinigen habe, zeigt uns der christlichste Mann der Christenheit, unser großer Reformator Calvin Wie freundlich und gütig kam er jedem entgegen! Wahrlich ein herrliches Vorbild!“

Bekanntlich zeichnet die Weltgeschichte den finsternen, harten Mann von Genf ganz anders.

Martin Luther wird übrigens öfter zitiert als Calvin und nur einmal eines Uebersetzungsfehlers wegen getadelt (S. 423). Wit selbst gebraucht eine uns nicht bekannte Uebersetzung. Bei 1. Theß. V. 8 schreibt er vom K r e b s e des Glaubens, wo Alliofi Panzer sagt. Krebs des Glaubens? Scheint uns ebenso gewagt, als die Liebe stets „brünstig“ zu nennen.

Doch derlei Dinge kümmern uns eigentlich nicht, das mögen die Calviner unter einander ausmachen.

Auf uns Katholiken fallen nicht wenige Hiebe und nicht selten gerade dann, wenn der Prediger von der Christenliebe spricht, in solchem Masse, daß, kämen sie umgekehrt, würden sie von katholischer Seite in einem protestantischen Lande vorgebracht, man sicher auf recht ernste Recriminationen rechnen könnte.

Gehen wir der Reihenfolge nach vor.

In dem 2. Vortrage S. 30 heißt der röm. Ablass eitle Ländelei, die gar keinen Werth hat.

Im 8. Vortrage Seite 91 ist von Heiligkeit die Rede, die nicht zu verwechseln ist mit Verzückungen, Verzerrungen, Augenverdrehen und affektirten Redensarten. Und damit man die Anspielung verstehe, heißt es weiter: Die Heiligenbilder, welche die römische Kirche zu malen verstanden, nähern sich unserem Ideale noch lange nicht.“

Für den bilderstürmenden Calvinismus sind diese Worte zum Mindesten naiv, denn er hat ja kein Ideal, außer man würde leere Wände dafür ansehen.

Auf S. 36 finden wir zum ersten und leider nicht letzten Male den sonst jüdisch-freimaurischen Schlager „vom jesuitischen Principe“: der Zweck heiligt die Mittel. Die Jesuiten sind begreiflich nicht nach Wit's Geschmack; trotzdem müssen gerade sie den Paradeschimmel abgeben, den er zur größeren Verherrlichung der Toleranz zu Tode reitet. Man höre: S. 373 will Wit zeigen, wie man zu Räubern und Mördern werde. Kaum ist man es geworden, „befolgt man die abscheuliche Regel“, „die jesuitische Maxime“: der Zweck u. s. w. Einige Seiten weiter: „Ein Mittheiland, ein Jesuite, schändet den Namen, macht Christen zu Juden.“ „Wer die Entwicklungsgeichte der Jesuiten studiert, muß zur Erkenntniß gelangen, daß der Fluch, worunter sie leiden, die Schmach, womit sie sich selbst bedeckt haben, nichts Anderes ist, als die gerechte Strafe für den frevelhaften Raub, den sie an dem Namen Jesu begangen haben.“

Auch andere Menschen haben Verfolgungen zu leiden, aber: „Leidet nicht als Jesuiten!“ ruft Witz. Nicht der Jesuiten-, sondern der „Christen“ Leiden dürfen wir uns rühmen.

Nun, wenn so auf der Kanzel gepredigt wird, da dürfen wir uns wohl nicht wundern, wenn den Protestanten ein Jesuit der Gegenstand alles Abscheues ist, wenn die Einfältigeren ihnen sogar Bocksfüße zuschreiben u. s. w. Und wohlgemerkt, so predigt man sogar in Wien, im katholischen Oesterreich!

Und dieser nämliche Witz klagt auf S. 196 bitter, daß die Katholiken den Protestanten gegenüber unbillig seien, daß sie Verdächtigungen aussprechen zc.

„Die Reformation drängt auf ein geistiges Fasten und Züchtigen. Seht, rufen die Päpftler, der Mönch aus Sachsenland lehrt die Leute ihren Leib und ihre Lüste weidlich pflegen. Die Reformation verwirft das Formelwesen, die müßigen Wiederholungen der Gebete, den Rosenkranz, das Geplapper und Lippenwerk. Seht, sagten die Römlinge, nach der neuen Lehre braucht man überhaupt nicht zu beten. So griff man zu den beliebten Mitteln der Verläumdung, des Aferredens. Und wenn auch heute hie und da die Polemik etwas anständiger geworden, so hat es doch einer der bigottischesten Anführer der römischen Partei, Görres, noch gewagt, die Reformation den zweiten Sündenfall zu nennen.“

Wahrlich da möchte man seine lautere Verwunderung aussprechen, wenn es nicht noch viel ärger über die römische Kirche käme als über die Jesuiten. Und der Mann beklagt sich über unanständige Polemik!

Sollten Witz je diese Zeilen zu Gesichte kommen, so ersuchen wir ihn, den Noth'schen Preis zu verdienen. Da er so sicher vom jesuitischen Grundsatz spricht, so muß er offenbar denselben bei einem Jesuiten gefunden haben. Und dafür bekommt er bekanntlich 1000 Gulden.

Daß er als Prediger etwa bewußt oder leichtsinnig, ohne irgend einen Beweis zu haben, verläumdet haben sollte, gelogen haben sollte, nehmen wir nicht an.

Die 1000 Gulden sind ihm aber sicher und werden ihm, oder auch den Pfarrerswitwen gut anstehen. Klagt er doch auf S. 416 so herzrührend: „Während in anderen Lebensstellungen Fleiß, Talent und eine geregelte Lebensweise zu einer gewissen Wohlhabenheit führen, ist er (der evangelische Prediger oder Geistliche, wie Witz sagt, der solchen sogar die Ordination zuerkennt), je länger je mehr dem Nothstande ausgesetzt, wird sein

Abendhimmel immer düsterer. Es ist sogar vorgekommen, daß eine politische Gemeinde einem evangelischen Vicar und Religionslehrer die Naturalisirung verweigerte, aus Furcht, er könnte heiraten und sie müßte dann die Familie erhalten. Mit der Familie wälzt sich ein ganzer Berg von Sorgen über das Haupt des Pfarrers. Der Kampf ums Dasein führt Manchen weg von der Seelsorge auf andere Gebiete und das bringt dem Stande keine Ehre, der Kirche keine Siege. Und wie herzerschütternd ist das Elend der Pfarrerswitwen und Pfarrerswaisen! Fast jede Witwe hat ein sicheres Heim; die Pfarrerswitwe hat nicht einmal ein Dachstüblein im Pfarrhause; sie muß nach einem halben Jahre wie Noëmi die Stätte bisheriger Wirksamkeit verlassen und irgendwo als geduldete Bewohnerin ihre elende Lage betrauern."

Diese Worte mögen gewiß sehr wahr sein; auch wenn sie nicht von der Kanzel dem Volke in's Gesicht gesagt worden wären, käme ihnen gleiches Gewicht zu, denn der verheiratete Pastor muß wissen, wie es intra muros Illiacos steht. Es wäre für uns auch sehr leicht, aus denselben Capital zu schlagen, da der moderne Liberalismus uns kath. Priestern Weiber decretiren will, „also einen Berg von Sorgen“ aufladen, dem „Stand die Ehre“, der „Kirche die Siege“ entziehen, und noch mehr herzerschütterndes Dachstübchen-Elend schaffen, doch wir enthalten uns dessen, da die Leser der Quartalschrift sich über diesen Punkt längst klar sind.

Wir möchten nur Herrn Witz nochmal rathen, die für ihn so leicht zu verdienenden 1000 Gulden ja nicht fahren zu lassen. Wenn man seine Gemeinde so oft und officiell von diesem schrecklichen Jesuitenprincipe versichert, da hat man die Beweise im Portefeuille. Nicht wahr, Herr Dr. und k. k. Oberkirchenrath von Wien? Sie sagen zwar S. 210: „Die Liebe kann allerdings nur zwischen Gläubigen bestehen . . .“ womit in die Toleranzfestschrift etwas Hartes, um nicht zu sagen, Intolerantes, hineinkommt, aber die Jesuiten verlangen nicht einmal die Liebe, sie sind sicher zufrieden, wenn Sie nur gerecht sind. Vielleicht werden Sie dann auch den heiligen Bonifatius nicht mehr den „sogenannten Apostel der Deutschen“ (S. 120) nennen.

Auch können Sie uns glauben, daß wir Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und unterschreiben, was S. 141 zu lesen: „Wie schnell hatten doch die Deutschkatholiken abgewirthschaftet und wie bald werden die Altkatholiken — wenn sie nicht tiefer

eindringen in des Wortes Grund und Kern — die Wahrheit des Textes erfahren: Alles Fleisch ist wie Gras."

Irgendwie polemisch gegen uns Katholiken aufzutreten, ist allen Protestanten, also auch Witz, ein Bedürfniß. Sie können, glauben nur zu glänzen, wenn sie die außer ihrer Gemeinschaft Stehenden mit Roth bewerfen.

Nicht selten thut es Einem ordentlich wehe, wenn man sieht, wie der calvinische Prediger den Strom seiner oft sehr wahren, treffenden Rede unterbricht, um ganz unmotivirt auf die Katholiken zu heißen. Die 19. Predigt z. B. handelt vom christlichen Weibe. Es heißt dort (S. 234): „Es muß jede dritte Person aus dem ehelichen Bunde ausgeschlossen bleiben. Niemand, kein Rathgeber, kein Vertrauensmann, heiße er wie er wolle, darf sich zwischen Gatte und Gattin einschleichen. Welch eine gewaltige Predigt gegen Beichtstuhl und Gewissensdirectoren!"

Das soll nach Witz in den Worten Petri: Seid unterthan euren Männern, liegen!

Also wir Katholiken haben unseren Hieb. Damit jedoch die Protestanten nicht meinen, dasselbe gelte auch für die evangelischen Pastoren, sagt S. 235 Herr Witz den Frauen: „Falls ihr den Rath eures Lehrers, eures Pfarrers einholt, thut es mit aller Offenheit, ohne es dem Manne zu verbergen."

Ja, haben wir denn recht gehört? Kein Rathgeber, kein Vertrauensmann! Und nun sollen die Frauen sogar mit Offenheit zu ihrem Pfarrer um Rath gehen?

Erklärt mir Graf Derindur, diesen Zwiespalt der Natur!

Oder sollte es um protestantische Frauen etwas Anderes sein? Witz erzählt uns S. 252, wie hoch die großen Koryphäen der Menschheit, — „die starken Säulen der Kirche," ihre Frauen gehalten. „Luther achtet seine Rätthe höher denn das Königreich Frankreich und der Benediger Herrschaft. Zwingli nennt seine Gattin die apostolische Kehe von Zürich, die Seele seiner Seele. Auch Calvin lobt und preist seine beste Lebensgefährtin als treue Gehilfin seines Berufes, als Frau von seltenem Wesen und seltenem Beispiel."

Vielleicht hat übrigens Witz zum Theile auch die Frauen der Reformatoren im Auge gehabt, wenn er S. 262 sagt: „Und wenn auch manche Mißverständnisse die großen Reformatoren Luther und Calvin trennten", gleichgesinnt waren sie doch in dem, was Roth thut. . . . Sie haben Beide das Höchste geleistet. Luther hat die Stadt Gottes

gegründet, Calvin hat sie gebaut; der Eine ist der große Befreier, der Andere der große Ordner."

Wie tolerant das klingt, den Lutheranern gegenüber! Und wie böse zeigt sich der Prediger, wo er auf die Katholiken zu sprechen kommt. S. 248 bekommen sogar die drei Bischöfe der Salzburger Kirchenprovinz ihren Merks, weil sie sich „gravitatisch erhoben haben, um gegen die Bildung zweier protestantischer Gemeinden in Tirol feierlich Verwahrung einzulegen."

S. 316 empfiehlt Witz den katholischen Missionären das Studium einer Schriftstelle über die Taufe, damit sie wissen „dieselbe sei eine an Gott gerichtete Bitte um ein gutes Gewissen."

Die Mahnung ist freilich mehr als überflüssig, denn die Missionäre wissen über die Taufe sicher mehr Schriftstellen, als die im 1. Briefe Petri, sie wissen auch, daß die Taufe noch mehr ist als eine bloße Bitte. Vermuthlich weiß auch Witz um unseren Glauben bezüglich dieses ersten und nothwendigsten Sakramentes. Dann war aber das Empfehlen des Studiums den katholischen Missionären ein Schlager, ein rhetorischer Funken, weiter nichts.

In dasselbe Gebiet könnte man die auf S. 343 stehenden, ganz an den Magus aus Norden erinnernden Worte einreihen: „Es lassen sich drei Perioden in der Geschichte des Reiches Gottes unterscheiden: die Periode des Hörens, des Lesens, des Verstehens. In der apostolischen Zeit hat man gehört, es ist die erste Periode. In der Reformationszeit hat man gelesen, es ist die zweite Periode. Die dritte Periode, die Periode des Verstehens, liegt noch in der Zukunft. An uns ist es, dieselbe vorzubereiten . . ."

Wenn wir Lust hätten, in einer so ernstern Sache uns auch mit einem Schlager zu helfen, so könnten wir hier wohl sagen: Gut, warten wir die dritte Periode ab, dann wird Herr Witz nicht mehr über uns schmähen. War es doch seit jeher Mode, das zu lästern, was man nicht versteht. Doch das wollen wir ihm zu bedenken geben, daß nicht einer jeden Rede Ruhm darin besteht, wenn die Zuhörer, wie Witz auf S. 346 von Demosthenes und dessen Auditorium erzählt, rufen: Krieg gegen Philippus, Krieg! Wir meinen, das dürfte die S. 382 etwas hart angelassene „Pastoralklugheit" rathen, insbesondere, wenn man solche Predigten zur Feier des Toleranz-Patentes in Druck geben will.

Sehr ungerecht ist Witz S. 395. Er mahnt dort die Pfarrer, den Amtstitel nicht zu mißbrauchen, um zu befehlen. Sie sollen nur bitten, liebend ermahnen. Eine Amtsthätigkeit, die befehlen wolle, führe schnurstracks zum geistlosen Formalismus, zum starren Mechanismus.

Bis daher läßt sich nichts sagen. Kein katholischer Bischof, kein Katholik überhaupt ist anderer Ansicht, keiner will, daß in den Pfarrhöfen statt liebevoller Hirten, donnernde, grobe Jupiter sitzen und sich breit machen. Warum muß nun Witz fortfahren: „Ueberlaßt solche Thätigkeit der römischen Kirche, dort stimmt sie wenigstens mit der offiziellen Theorie überein, in der evangelischen Kirche muß die Pflicht höher stehen als das Amt.“

Und S. 402 u. f. spricht er seine Zuhörer an: „Ihr seid nicht, wie die römische Kirche es lehrt, eine Masse Volkes, welche als die Unmündigen . . . dem Clerus . . . gegenüber steht. Ihr seid die Heerde Christi. Keine Schaafheerde, welche den Hirten, den Pastoren zu Füßen liegen und nur ihnen zu gehorchen hätte.“

Von Rom und den Bischöfen hat der Verfasser überhaupt die schlechteste Meinung. S. 455 sagt er: Die Freiheit ohne Evangelien führe schnurstracks nach Rom zur Knechtschaft. Er findet nämlich, daß in der protestantischen Kirche immer mehr Partheiungen entstehen, daß man das Evangelium von sich stoße und droht nun dafür — mit der römischen Knechtschaft.

Firmian der Salzburger Erzbischof 1727, „ein ehrsüchtiger, geiziger Emporkömmling“, schwur im Rausche, die Protestanten zu vertreiben. Nüchtern führte er den Schwur aus. Die Bauern verloren Hab und Gut, der Kirchenfürst wurde reich. So steht S. 454.

Ist es doch anzunehmen, daß Dr. Witz von dieser Salzburger Protestanten-Vertreibung nicht besser unterrichtet sein sollte? Steht ihm S. Clarus nicht zur Verfügung? Wir sind der Ueberzeugung, daß heute kein studierter Mensch mehr jenes Ereigniß unbegreiflich finden wird, wenn er von der unruhigen, revolutionären Stimmung der protestantischen Salzburger sich unterrichtet hat. Ja, und wäre Firmian härter vorgegangen, hätte die laut Witz am 23. Jänner 1881 verstorbene Generalwitwe Recagni geb. Firmian 3200 fl. ö. W. für evangelische Zwecke bestimmt, um die Schuld des Erzbischofs abzutragen, so wäre dieses Ereigniß noch immer nicht zu vergleichen mit

den Thaten der Intoleranz der protestantischen Engländer, Preußen, Schweizer u.

Daß den Protestanten einst in Linz die Kinder weggenommen worden sind, wie S. 294, ohne nähere Angabe von Zeit und Umständen, zu lesen ist, mag wohl Wik selbst als eine Erfindung erkannt haben, die in Anekdotenbüchern ihr Dasein fristet, ansonst er sicher, doch wenigstens das Jahrhundert des angeblichen Intoleranzactes bezeichnet haben würde, im Buche wenigstens, wenn auch nicht auf der Kanzel.

Wir schließen hiemit die Anthologie, obgleich wir noch lange fortfahren könnten, Irrthümer zu berichtigen, Verdächtigungen zurückzuweisen. Doch mag das Vorstehende genügen. Unsere verehrten Leser haben sich hinreichend, wahrscheinlich zu ihrem Erstaunen und Verwundern, überzeugen können, wie die Toleranz, die Liebe, den Katholiken gegenüber gepredigt wird, mitten in Oesterreich. Daraus können sie den Schluß ziehen, wie es erst auswärts sein mag. Nicht mehr wird ihnen die Geschichte Irlands und so mancher katholischer Gemeinden in anderen Ländern ein Räthsel sein.

Die Toleranz sei den Protestanten gerne gewährt! Dürsten wir auch unserseits darum bitten?

Wir schließen mit Wik's Worten (S. 266): „Ein Glaube, der erbittert, verdächtigt, verläumdete, verfolgt, mag aus einem sogar recht klugen und klaren Kopfe stammen; aus dem Geiste Christi ist er nicht geboren.“

Papst Pius VI. in Oberösterreich gerade vor 100 Jahren.

Von Professor Albert Bucher in St. Florian.

Da alle Vorstellungen des päpstlichen Nuntius in Wien, Joseph Garampi, gegen die kirchlichen Neuerungen des Kaisers Joseph II. ohne Erfolg blieben, faßte Papst Pius VI. den Entschluß, selbst nach Wien zu reisen, um den Versuch zu machen, in persönlichem Verkehr den Kaiser umzustimmen. Und er führte den Entschluß aus, obwohl man in Rom ihn davon abzuhalten suchte und ebenso von Wien aus. Pius VI. verließ Rom am 27. Februar 1782 und kam über Venedig, Görz, Laibach und Marburg am 22. März nach Wien. Der Kaiser war ihm entgegengeeilt bis Neunkirchen, zwischen Wiener-Neustadt und Gloggnitz.